

Die Bibel als Buch der Kirche

Gerhard Lohfink

I. Wird von allen Christen anerkannt, daß die Bibel Buch der Kirche ist?

Die Bibel als Buch der Kirche — ist das nicht eine Banalität, eine Selbstverständlichkeit? Tatsächlich würde wohl kein Christ, und erst recht kein christlicher Theologe, diese Formel in der Theorie je bestreiten. In der Praxis aber wird sie ständig und von vielen Seiten in Frage gestellt.

Nach einem Vortrag kam einmal ein Mann zu mir und ereiferte sich: Weshalb machen die Exegeten nicht endlich einmal eine Ausgabe des Neuen Testaments, in der alle wirklich *echten* Jesusworte rot gedruckt sind und alle *unechten* schwarz, damit auch die einfachen Gläubigen endlich wissen, an was sie sich halten müssen?

Ich bin damals ganz schön erschrocken. Mein Vortrag muß einfach schlecht gewesen sein, daß jemand auf eine solche Idee kommen konnte. Es war dann übrigens gar nicht einfach, dem Mann klar zu machen, daß eine graphische Unterscheidung zwischen „echten“ und „unechten“ Jesusworten in den Evangelien einfach absurd wäre. Und zwar deshalb, weil für uns als Glaubende nicht das maßgebend ist, was eine Gruppe von Exegeten als historisch echte Jesusworte deklariert. Maßgebend für den Glaubenden ist vielmehr das, was die Kirche als Norm und Richtschnur für ihren Glauben abgegrenzt hat — und das ist die ganze Heilige Schrift, mit dem Alten und dem Neuen Testament, mit den Evangelien und den Gemeindebriefen, mit den authentischen und den nicht authentischen Jesusworten.

Aber wie kann es überhaupt zu einem derart fundamentalen Mißverständnis kommen? Liegt der Grund nicht darin, daß die Exegese — so wie sie seit langem faktisch gearbeitet hat, oft den Eindruck erweckte, als sei für sie nicht der Endtext der Bibel maßgebend, sondern nur Vorstufen des Endtextes, und nicht der Gesamttext, sondern nur bestimmte Teile der Bibel?

Wie oft ist in den letzten Jahrzehnten in der Exegese de facto Jesus gegen die Evangelien ausgespielt worden!

Wie oft die synoptischen Evangelien gegen das Johannesevangelium!

Wie oft das Markusevangelium gegen Lukas und Matthäus!

Wie oft die „echten“ Paulusbriefe gegen die „unechten“!

Wie oft das Neue Testament gegen das Alte Testament!

Wie oft die Propheten gegen das Gesetz!

Wie oft eine historisch rekonstruierte Geschichte gegen die Geschichtsdarstellung der Bibel!

Wie oft ein „Kanon im Kanon“ gegen den ganzen Kanon!

Wie oft sogenannte „Sachkritik“ gegen das, was die Bibel sagt!

Für all diese unterschwellig, oft aber auch offen verfolgten Tendenzen ließen sich Beispiele anführen. Ich möchte hier nur drei Punkte andeuten:

a) *Das Neue Testament gegen das Alte Testament.* Von dem großen protestantischen Theologen Adolf von Harnack, der ein glänzender Historiker war und viel zur Erforschung der Geschichte des Kanons beigetragen hat, stammt der folgende verheerende Satz: „Das Alte Testament im 2. Jahrhundert zu verwerfen, war ein Fehler, den die große Kirche mit Recht abgelehnt hat; es im 16. Jahrhundert beizubehalten, war ein Schicksal, dem sich die Reformation noch nicht zu entziehen vermochte; es aber seit dem 19. Jahrhundert als kanonische Urkunde im Protestantismus noch zu konservieren, ist die Folge einer religiösen und kirchlichen Lähmung“ (edition suhrkamp 1000, II 776).

Es empfiehlt sich allerdings nicht, über eine solche Position die Nase zu rümpfen. Heute würde sich zwar so schnell kein Theologe mehr wie einst Adolf von Harnack für die Entfernung des Alten Testaments aus der Bibel aussprechen. Schaut man aber genauer hin, so entdeckt man erschreckend viele Christen, die mit dem Alten Testament nicht das Geringste anzufangen wissen und die im Grunde der Meinung sind, es sei überholt und eben deshalb überflüssig.

b) *Historisch rekonstruierte Geschichte gegen die Geschichtsdarstellung der Bibel.* Beispiel: Die Darstellung der Urgemeinde durch Lukas wird von vielen Exegeten als romantische Überhöhung der wirklichen Geschichte discreditiert und auf diese Weise entschärft. Lukas habe eben erbaulich erzählt, wird uns da gesagt, er habe die tatsächlichen Abläufe verklärt, er habe ein liches Gemälde der Urgemeinde geschaffen. In Wirklichkeit stehen hinter der Darstellung des Lukas sehr reale Erfahrungen der frühen Kirche, und seine Darstellung der Urgemeinde hat als Maßstab und Richtschnur bleibende Bedeutung für uns.

3. *Jesus gegen die Evangelien.* Beispiel: *Eugen Drewermann* in seinem neuen Buch zum Matthäusevangelium. Es ist entlarvend, mit welcher Unverfrorenheit hier Jesus gegen das Matthäusevangelium ausgespielt wird. Nach Drewermann hat zwischen Jesus und dem Matthäusevangelium ein Erdrutsch stattgefunden: „...das Recht (tritt) wieder an die Stelle des Erbarmens, ...die Angst vor dem Chaos (verdrängt) die Anarchie der Liebe, ...an Stelle der Botschaft Jesu vom Vertrauen auf Gott (etabliert sich) die Ordnung der Kirche im Namen Gottes. So wird die Glut zur Asche, der Regen zu Schnee, das rinnende Wasser vereist.“ „...Eine ungeheure Verschiebung ist hier eingetreten, ein Erdrutsch der Angst, ein klarer Kontrast zu allem, was Matthäus eigentlich sagen mochte und was er Jesus den Worten nach in seinem Evangelium sagen läßt“ (E. Drewermann, *Das Matthäusevangelium I* 24).

Schon an diesen drei Beispielen — sie könnten endlos erweitert werden — wird deutlich, wie verhängnisvoll es ist, wenn nicht der Kanon der Kirche unser Maßstab ist, sondern ein selbst- und eigenmächtig aufgestellter Kanon.

Vor allem aber sollte deutlich geworden sein: De facto wird immer wieder gegen den Grundsatz verstoßen, daß die Heilige Schrift das Buch der Kirche ist. Denn das Buch der Kirche ist eben der Endtext der Bibel und nicht irgendeine Vorstufe von ihr, und das Buch der Kirche ist die vollständige Bibel und nicht nur ein Teil von ihr. Ich kann als Theologe nicht hergehen und die Heilige Schrift als Steinbruch benutzen für ein Haus, das ich mir selber baue — nach meinen eigenen Träumen und nach meinen privaten Maßstäben. Ich kann mich als Theologe nur dem Maßstab der *ganzen* Bibel unterwerfen. Sie steht als Wort Gottes absolut über mir, und ich kann sie nur als ganze anerkennen oder ich erkenne sie überhaupt nicht an.

II. Warum zwingt uns allein schon die Textwissenschaft zur Annahme der ganzen Bibel, und zwar in der Gestalt ihres Endtextes?

Es wäre jetzt natürlich aufschlußreich, einmal ausführlich der Frage nachzugehen, wieso denn immer wieder Vorstufen der Bibel ihrem Endtext und Teile der Bibel der ganzen Heiligen Schrift vorgezogen werden. Aber das würde hier viel zu weit führen. Ich kann nur auf ein einziges Phänomen hinweisen:

Der Beginn der Neuzeit, vor allem der aufblühende Humanismus, veränderte die Bibelwissenschaft. Vorher war sie Teil der Dogmatik gewesen, Auslegung aus dem Glauben der Kirche. Mit dem Humanismus erwacht ein neues und verändertes Interesse an der Geschichte. Die Gelehrten wollen zu den Quellen der Geschichtswissenschaft, zu den ältesten Dokumenten zurück. Die historisch-kritische Forschung an der Bibel beginnt.

Einerseits werden nun zunehmend alte Handschriften der Bibel gesammelt und kritische Textausgaben in Angriff genommen. Andererseits wird der Bibeltext selbst mehr und mehr *kritisch* untersucht. Und dabei spielt die *Quellenkritik* eine immer größere Rolle. Viele Bücher der Bibel sind ja aus Vorstufen und kleineren Texteinheiten zusammengefügt. Beispiele: Der Pentateuch, die meisten Prophetenbücher, die Evangelien, die Apostelgeschichte.

Seit dem Beginn der Neuzeit und da noch einmal besonders seit der Zeit der Aufklärung bricht nun bei kritischen Forschern ein wahres Fieber aus, biblische Texte in ihre ältesten literarischen Einheiten zu zerlegen. Später nennt man diese Quellenkritik auch *Literarkritik*.

Es ist keine Frage, daß uns die Literarkritik viele wichtige Einsichten gebracht hat. Sie hat uns überhaupt erst Einblick gegeben in das Wachsen und in die Vorgeschichte vieler biblischer Bücher. Es ist aber auch keine Frage, daß hinter der Literarkritik oft eine bestimmte Ideologie stand: nämlich die Ideologie, als sei das Ältere besser als das Jüngere, als sei in dem ältesten Teilstück mehr Wahrheit als in dem späteren Ganzen; bildlich gesprochen: als sei die Quelle wichtiger als der Strom.

In dieser ideologischen Vorentscheidung ist nicht alles falsch. Stets ist es wichtig, den Ursprung zu kennen, das Ursprüngliche. Oft ist im Anfang

schon alles angelegt. Und doch gibt es bei der Sehnsucht nach dem Ursprung immer auch eine romantische Verzerrung: Der Ursprung ist nicht immer das Reine! Es kann ja genauso gut sein, daß der Ursprung noch tastend, unfertig, unausgegoren ist. Man braucht nur das Bild der reinen Quelle zu ersetzen durch das Bild vom Embryo. Ein Embryo ist zwar schon wirklicher Mensch, gewährt aber noch nicht das volle Bild des Menschen. Kein Bildhauer hat Embryonen dargestellt; die Künstler haben immer den erwachsenen Menschen allem noch nicht Erwachsenen vorgezogen.

Ich wage die These, daß in der Verbissenheit, in der bis heute biblische Texte immer wieder in Stücke zerlegt werden — auch dort, wo es gar keine echten Gründe für Quellenscheidungen gibt — zum Teil pure Infantilität steckt. Es ist fast wie bei Kindern, die ihren Teddybär zerschneiden, weil sie unbedingt wissen wollen, was eigentlich innen drin ist.

In der überbordenden Literarkritik des 19. und 20. Jahrhunderts steckt aber noch etwas anderes. Sie verrät auch eine Flucht vor der Verantwortung, als Exeget den Endtext der Heiligen Schrift *theologisch* auslegen zu müssen. Denn das wäre doch die eigentliche Aufgabe der Exegese. Aber viele Bibelwissenschaftler halten sich ausschließlich im Vorfeld der Exegese auf, weil sie theologisch über den Text nichts zu sagen wissen.

Zur Ehrenrettung der Bibelwissenschaft muß nun allerdings festgestellt werden: Sie hat in den letzten Jahrzehnten die einseitige Beschäftigung mit der Literarkritik Schritt für Schritt überwunden. Diesem Fortschritt in der Methodologie müssen wir uns jetzt zunächst ein wenig zuwenden.

Der erste tiefe Einbruch geschieht mit der sogenannten *redaktionsgeschichtlichen Methode*, die sich seit den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts durchsetzt. Ihr eigentliches Arbeitsfeld sind zunächst die Prophetenbücher und die Evangelien. Es tritt allmählich ins Bewußtsein, daß die Evangelisten nicht nur die Sammler einzelner Überlieferungsstücke und die Zusammenfüger ihnen schon vorliegender Schriften sind, sondern zugleich Theologen, die aus der vorgegebenen Tradition eine neue Ganzheit schaffen.

Die Redaktionskritik fragt nicht mehr nach den älteren *Vorlagen* einer biblischen Schrift, sondern sie nimmt ihre Endgestalt neu wahr. Was hat etwa Matthäus aus seinen Quellen gemacht, wie hat er sie angeordnet, wie hat er sie überarbeitet, wie ist sein Evangelium gegliedert, was sind die Absichten seiner Darstellung?

War schon die Redaktionskritik eine Hinwendung zur Ganzheit der einzelnen biblischen Schriften, so geschah dies noch viel grundlegender in dem seit den sechziger Jahren in die Bibelwissenschaft eingeführten *Strukturalismus*. Der literarische Strukturalismus nimmt einen Text so, wie er ist. Er ist ex definitione uninteressiert an dem Verfasser und an der Vorgeschichte eines Textes. Ihn interessieren allein die Strukturen, die sich an einem vorgegebenen Text ablesen lassen. Sie werden möglichst genau beschrieben — etwa so, wie eine Landkarte mit bestimmten Farben und bestimmten graphischen Symbolen ein Stück Landschaft schematisiert und abbildet.

Während sich die Redaktionskritik naturgemäß auf Texte beschränken muß, die aus kleineren vorgegebenen Einheiten zusammengefügt sind, macht die strukturelle Textanalyse diese Voraussetzung nicht mehr. Sie ist grundsätzlich auf jede Art von Text anwendbar. Beiden Methoden gemeinsam ist aber, daß sie sich dem *Gesamt* eines Textes zuwenden.

Auch unter einer anderen Rücksicht könnte man von einem zunehmenden Trend in der Geschichte der Exegese sprechen, das *Ganze* eines Textes für die Auslegung in den Blick zu nehmen. Die älteste Exegese hatte oft nur einzelne Wörter erklärt. Später wendete sich die Kommentierung ganzen Sätzen zu. Inzwischen aber ist jedem Kommentator bewußt, daß auch die Sätze Teil einer übergreifenden Texteinheit sind. Man spricht deshalb heute auch von *Textlinguistik* oder *Textsyntax*. So wie die klassische Syntax den Aufbau des einzelnen Satzes analysiert hatte, untersucht neuerdings die Textsyntax den Aufbau ganzer Textabschnitte.

Damit entsteht nun aber eine methodisch sehr wichtige Frage: Wie sollen die Exegeten, die sich der geschilderten strukturalen Methoden bedienen, eigentlich ihre Texte abgrenzen? Nehmen wir als Beispiel das Lukasevangelium! Soll der Exeget aus dem Lukasevangelium eine einzelne Perikope, etwa die Geburtsgeschichte Jesu, herausschneiden und dann sagen: Ich untersuche jetzt so genau wie möglich die Gestalt dieser einzelnen Perikope. — So wird es tatsächlich oft gemacht, und das ist auch zunächst durchaus sinnvoll. Nur ist damit noch Entscheidendes offen, denn die Geburtsgeschichte ist ja nur Teil einer viel größeren Einheit: nämlich des gesamten Lukasevangeliums. Erst wenn ich untersuche, welchen Ort und welche Funktion die Geburtsgeschichte innerhalb der Gesamtanlage des Lukasevangeliums hat, erst wenn ich die Verbindungslinien zwischen der lukianischen Geburtsgeschichte und dem übrigen Lukasevangelium aufzeige, kann ich sie richtig auslegen.

Die Sache geht aber weiter: Die Exegese hat längst erkannt, daß das Lukasevangelium nur das 1. Buch eines großen Gesamtwerkes ist, zu dem auch noch ein 2. Buch gehört. Wir nennen dieses Gesamtwerk das „lukanische Doppelwerk“, und das 2. Buch dieses Werkes ist die Apostelgeschichte. Es genügt nicht, die Geburtsgeschichte in Lk 2 nur als Teil des Lukasevangeliums auszulegen. Nimmt man das Anliegen der Redaktionskritik und des Strukturalismus ernst, so muß die Geburtsgeschichte als Teil des gesamten lukanischen Doppelwerkes interpretiert werden.

Hat man das erst einmal begriffen, ist die Sache aber immer noch nicht zu Ende, sondern jetzt geht es Schlag auf Schlag weiter. Wer gibt dem Exegeten eigentlich das Recht, die Auslegungsgrenze um das lukanische Doppelwerk zu ziehen? Im allgemeinen existiert das lukanische Doppelwerk ja überhaupt nicht als eigenes Buch. *Sie* jedenfalls haben es mit Sicherheit nicht als eigenes Buch bei Ihren Büchern stehen. Es existiert nur als Teil eines viel größeren und umfangreicheren Buches, nämlich des Neuen Testaments.

In diesem Buch ist das lukanische Doppelwerk bekanntlich auseinandergenommen. Sein 1. Teil steht zwischen dem Markus- und dem Johannes-evangelium, sein 2. Teil zwischen den Evangelien und den neutestamentlichen Briefsammlungen. Am Ende der Briefsammlungen ist dann noch die Johannesoffenbarung angehängt. All diese Schriften bilden zusammen das *eine* Buch des Neuen Testaments. Allein schon die Tatsache, daß das ursprünglich einmal eine Einheit bildende lukanische Geschichtswerk auseinandergeschnitten und über das Neue Testament verteilt ist, beweist zur Genüge, daß es als Teil des gesamten Neuen Testaments interpretiert sein will.

Es ist integrierender Teil einer neuen Gesamtkomposition geworden. Am Anfang dieser Komposition stehen diejenigen Schriften, die vom Auftreten Jesu erzählen. Dann kommt eine Schrift, die das Wachsen der Urkirche bis nach Rom zum Inhalt hat. Dann kommen die Briefe der Apostel an ihre Gemeinden. Am Ende schließlich steht ein Buch, das die Gemeinden angesichts ihrer Drangsal trösten will und das in die Zukunft blickt.

Die Schriften des Neuen Testaments stehen also nicht in der Reihenfolge, in der sie ursprünglich einmal geschrieben wurden. Wäre das der Fall, müßten natürlich die Paulusbriefe den Anfang bilden, denn sie sind die ältesten Schriften des Neuen Testaments. Die Anordnung ist komplizierter. Sie folgt einer *inneren* Chronologie. Sie bildet den Gang der Heilsge-

schichte ab. So ist — um es noch einmal zu sagen — das Neue Testament selbst eine Gesamtkomposition, eine neue literarische Einheit geworden.

Weil das Neue Testament eine Gesamtkomposition ist, und weil es nach dem Willen derer, die diese Komposition geschaffen haben, eine einheitliche Zielrichtung hat — nämlich die Darstellung und Deutung des Handelns Gottes durch Jesus Christus und die Kirche — ist es letztlich unmöglich, aus dieser Gesamtkomposition eine einzelne Schrift oder Schriftengruppe herauszureißen und sie isoliert für sich auszulegen. Ich muß also die lukanische Geburtsgeschichte aus dem Gesamt aller Schriften des Neuen Testamentes interpretieren. Ich kann Lk 2 genau genommen gar nicht auslegen, wenn ich nicht die drei übrigen Evangelien, die neutestamentlichen Briefe und die Johannesoffenbarung mithinzunehme. Das ist nicht ein an den Haaren herbeigezogenes Postulat, sondern eine absolut zwingende Konsequenz dessen, was mit Redaktionskritik und Textlinguistik methodologisch erkannt worden ist.

Wir müssen aber immer noch einen Schritt weitergehen. Ich hatte gesagt: Das ganze Neue Testament ist ein einziges Buch mit einer einheitlichen Zielrichtung. Auch das ist nur sehr bedingt richtig. Sieht man genauer hin, so ist das Neue Testament niemals als isoliertes Buch konzipiert worden. Es war von Anfang an Ergänzung, Vollendung, Abschluß des Alten Testamentes, sozusagen die letzte Sinnschicht, die noch redaktionell über das Alte Testament gelegt wurde.

Wenn bei uns manchmal nur das Neue Testament im Bücherschrank steht, sollte das ausschließlich technische Gründe haben: Die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes ist ziemlich schwer und paßt nicht in jede Tasche. Deshalb stellen die Verlage Teilbibeln her. Aber die richtige Bibel besteht aus dem Alten und dem Neuen Testament, und kein Redaktionsgeschichtler und kein Strukturalist hat das Recht, irgendwo vorher eine Grenze zu ziehen.

Das heißt konkret: Ich muß für die Auslegung der lukanischen Geburtsgeschichte und aller nur denkbaren biblischen Perikopen immer die ganze übrige Bibel heranziehen, und erst das Gesamt aller Bezüge ermöglicht mir die richtige Auslegung.

Man kann sich das mithilfe eines Beispiels aus einem ganz anderen Gebiet klarmachen: Die Bibel läßt sich mit einer großen Symphonie vergleichen. Die lukanische Geburtsgeschichte bildet lediglich drei oder vier Takte in

dieser Symphonie. Kein Musikanalytiker aber würde je auf die Idee kommen, drei oder vier Takte etwa einer Bruckner-Symphonie isoliert für sich zu interpretieren. Er wird sie immer als Teil des Ganzen analysieren.

Diese Zusammenhänge sind der modernen Bibelwissenschaft auch mehr und mehr klar geworden. Das fortschreitende Durchdenken ihrer eigenen Methoden hat sie dazu geführt, immer präziser zu fragen, was genauerhin ihr Text ist und wie groß sein Umfang ist. Und da kann die Antwort nur lauten: Der gesamte Kanon des Alten und Neuen Testaments in seiner Einheit, das heißt als einheitliches Buch, ist der von den Exegeten auszulegende Text.

Seit einigen Jahren wird deshalb von immer mehr Exegeten eine *kanonische* Auslegung des einzelnen Bibeltextes gefordert. Sie verstehen jetzt ohne weiteres, was damit gemeint ist: Ein einzelner Bibeltext darf letztlich nicht isoliert für sich interpretiert werden, sondern für seine Auslegung muß das Gesamtgefüge, das die Heilige Schrift bildet, berücksichtigt werden. Die praktische Durchführung eines solchen Postulats ist natürlich sehr schwer. Wie so etwas überhaupt aussehen könnte, muß uns später noch beschäftigen. Hier sei jetzt zunächst einmal nur festgehalten: Indem die Bibelwissenschaft ihr methodisches Instrumentarium immer besser entwickelte, immer mehr verfeinerte und immer weiter durchdachte, stieß sie mit innerer Notwendigkeit auf den *Kanon* als ihren eigentlichen Text und auf eine den gesamten Kanon einbeziehende ganzheitliche Auslegung.

III. Aber ist die Bibel wirklich ein einziges Buch?

Alles, was ich zuletzt sagte, lief auf eine ganz bestimmte Behauptung hinaus, nämlich auf die Behauptung: Die Bibel ist ein einziges Buch. Sämtliche Abgrenzungen, die ein Ausleger vornähme, wären reine Willkür, wären rein subjektive Setzungen, solange dieser Ausleger noch nicht bis zum vollständigen Kanon vorgestoßen ist. Aber stimmt diese Behauptung auch? Ist die Bibel wirklich ein einziges Buch?

Ich könnte mir die Antwort jetzt natürlich leicht machen. Bitte sehr, hier ist die Bibel, und es sieht doch jeder: Das ist ein einziges Buch — von der Genesis bis zur Johannesoffenbarung, von dem Satz: „Im Anfang schuf

Gott Himmel und Erde“ bis zu dem Satz: „Amen. Komm, Herr Jesus!“ Aber diese Antwort wäre zu einfach. Wir wollen ja gerade herausbekommen, *weshalb* die Bibel ein einziges Buch ist. Wieso ist es richtig, sie innerhalb von zwei Buchdeckeln abzudrucken und sie nicht in 73 gesonderten Bändchen in seinen Bücherschrank zu stellen?

Ich möchte die Antwort auf diese Frage, an der viel mehr hängt, als man im ersten Augenblick denken würde, in drei Schritten geben. Der erste Schritt blickt auf die Entstehungsgeschichte der Bibel, der zweite auf den Boden, auf dem sie entstanden ist, und der dritte fragt nach ihrem Verfasser.

a) Zur Entstehungsgeschichte der Bibel

Die Heilige Schrift besteht aus 73 Büchern. Man könnte sich nun vorstellen, daß jedes dieser 73 Bücher einen eigenen Verfasser hatte. Der hätte sich hingesetzt und sein Buch niedergeschrieben, genau so, wie heute ein Autor ein Buch schreibt. Dann wäre eines Tages eine kirchliche Kommission gekommen und hätte gesagt: Das und das und das Buch — im ganzen 73 Bücher — sollen die Heilige Schrift bilden. Und von da an hätte man diese 73 Bücher in einem eigenen, dicken Pergamentband zusammengeschrieben bzw. nach Erfindung der Buchdruckerkunst zusammen abgedruckt. So stellt es sich vielleicht manch einer vor...

In Wirklichkeit ist es jedoch ganz anders gewesen. Für die Entstehungsgeschichte der Bibel dürfen wir nicht von der heutigen Art, Bücher zu schreiben, ausgehen. Die Entstehung der Bibel, vor allem die Entstehung des Alten Testaments, war mehr als nur die nachträgliche Sammlung schon fertiger Bücher. Es war eher ein Wachstumsprozeß, bei dem aus einem relativ kleinen Anfang ein immer größeres und reicheres Gebilde wurde.

Man könnte an einen Kristall denken, der in einer gesättigten Lösung langsam größer wird. Oder, weil die Bibel nicht so mathematisch gebaut ist wie ein Kristall, vielleicht noch besser an einen Baum, der aus einem kleinen Sprößling heranwächst — ein Baum, dem man seine Kämpfe und Krisen ansieht und dem am Ende noch ganz neue Äste eingepfropft werden.

Der Anfang der Bibel reicht zurück bis in das 2. Jahrtausend vor Christus. Noch existiert kein biblisches Buch. Aber es gibt in Israel schon Lieder, in denen Jahwe als Retter gepriesen wird, und Erzählungen, in denen die Ge-

schichte des Volkes als Geschichte mit Gott gedeutet wird. Vor allem: Es gibt schon mündliche Gesetze, nach denen bei den Versammlungen im Tor Recht gesprochen wird, und es gibt an den Heiligtümern sakrale Rechts-traditionen, die dort von den Priestern überliefert und praktiziert werden.

Eine der ältesten schriftlichen Sammlungen solcher Gesetze ist das sogenannte *Bundesbuch*. Es stammt wahrscheinlich noch aus der Richterzeit, also aus der Zeit zwischen 1200 und 1020 vor Christus. Es ist uns in Ex 20,22 – 23,33 erhalten geblieben, heute eingebaut in eine spätere und viel umfangreichere Gesetzessammlung. Nur nebenbei gesagt — denen an die Adresse, die meinen, das Prinzip der Feindesliebe sei erst im Neuen Testa-ment formuliert worden — innerhalb des Bundesbuches stehen bereits die Sätze:

„Wenn du dem verirrtten Rind oder dem Esel deines Feindes begegnest, sollst du ihm das Tier zurückbringen. Wenn du siehst, wie der Esel deines Gegners unter der Last zusammenbricht, dann laß ihn nicht im Stich, sondern leiste ihm Hilfe“ (Ex 23,4 f).

Dieses „Bundesbuch“ dürfte für die Entstehung der Bibel eine Art Kristal-lisationskern gewesen sein. Denn nach seinem Muster und Vorbild wurde in der ausgehenden Königszeit, im 7. Jahrhundert vor Christus, das Buch *Deuteronomium* als neue und aktuelle Gesetzessammlung geschaffen — unter Einarbeitung von viel altem Gesetzesmaterial. Auf diese Gesetzes-sammlung verpflichteten sich König Josia und das Land Juda im Jahre 621 vor Christus in einem feierlichen Bundesschwur.

Ein entscheidender Schritt auf dem Weg zum alttestamentlichen Kanon war dann die große Krise des Babylonischen Exils. Bestimmte Gruppen in Israel schauten zurück auf den Weg, den das Gottesvolk gegangen war, und deuteten den Untergang des Staates und den Verlust des Landes als zwangsläufige Folge dessen, daß Israel die ihm von Gott geschenkte Sozial-ordnung nicht gelebt und Jahwes Verheißungen keinen Glauben geschenkt hatte.

Aus diesem durch die Krise des Exils ermöglichten neuen Blick auf die Vergangenheit entstand das sogenannte *deuteronomistische Geschichts-werk*. Es wurde eröffnet mit dem schon vorliegenden Buch Deuteronomi-um, das ja situiert ist in der Situation vor dem Tod des Mose und vor dem Einzug der Wüstengeneration ins Gelobte Land. Das „deuteronomistische Geschichtswerk“ ging dann weiter mit dem *Buch der Richter* und den

Samuel- und Königsbüchern. Es umspannte inhaltlich die mehr als 600 Jahre von der Landnahme im 13. Jahrhundert bis zur Vertreibung aus dem Land im 6. Jahrhundert vor Christus. Im „deuteronomistischen Geschichtswerk“ ist das deuteronomische Gesetz gewissermaßen der Kanon, der Maßstab für die dann erzählte Geschichte.

Das „deuteronomistische Geschichtswerk“ war aber nicht die einzige Geschichtsdarstellung, die es in Israel gab. Schon lange vorher in der Zeit Salomos hatte ein großer Theologe, der sogenannte *Jahwist*, alte Traditionen gesammelt und zu einem umfangreichen Geschichtswerk gestaltet — mit einem Vorbau, der bis zur Erschaffung der Welt reichte. Und wahrscheinlich gab es noch ähnliche Versuche. Vor allem gab es in Israel über das Buch Deuteronomium hinaus Gesetzessammlungen der verschiedensten Art. Als Israel nach der Exilszeit unter der Herrschaft der Perser den persischen Behörden ein eigenes Gesetz als gültiges Recht vorweisen mußte, wurde der *Pentateuch*, die *5 Bücher Mose*, geformt.

Der Pentateuch wurde geformt, indem verschiedene schon vorhandene Gesetzeskorpora zusammengefügt wurden. An den Anfang wurde ein weit ausholender Erzählrahmen gestellt, in den unter anderem das *Jahwistische Geschichtswerk* eingebaut war. Und an das Ende der großen Gesetzesammlung trat das Buch Deuteronomium. Der Pentateuch war eine geradezu staatsrechtliche Größe; er war der Kanon, der Maßstab, der die Lebensgestalt Israels bestimmte.

Es ist jetzt wohl schon deutlich geworden, wie das Alte Testament wuchs. Altes Gesetzes- und Erzählmaterial wurde gesammelt, zusammengefügt und immer wieder erweitert; neue Schichten legten sich um einen älteren Kern. Der Kern aber war von Anfang an das Gesetz. Bei diesem höchst differenzierten Vorgang, der heute kaum mehr ganz zu rekonstruieren ist, wurde das Alte niemals zerstört, sondern stets sorgfältig erhalten, zugleich aber ein Netz aktueller Deutungen und Interpretationen über das schon Vorhandene gelegt.

Und dieser Wachstumsprozeß ging weiter: Ähnlich, wie die Gesetzestradi-tionen, waren auch prophetische Traditionen gewachsen und in kleineren Gemeinschaften überliefert und fortgeschrieben worden. Als sich durch die Katastrophe des Exils endgültig zeigte, wie recht die Propheten mit ihren Gerichtsdrohungen gehabt hatten, wurden dem Pentateuch auch Prophe-tenbücher hinzugefügt, wobei das „deuteronomistische Geschichtswerk“ die Brücke bildete.

Spätestens von diesem Zeitpunkt an muß man von *Heiliger Schrift* reden, denn nun werden der Pentateuch und die Propheten im Gottesdienst der Synagogen regelmäßig vorgelesen und ausgelegt.

Später kommt dann noch eine Sammlung von 150 Psalmen dazu und eine Anzahl ganz verschiedenartiger „Schriften“, die jeweils aus ihrer Zeit und ihrer Situation die Glaubenserfahrung Israels weiterführen und weiterdenken, wie etwa das *Buch der Weisheit* oder das *Buch Jesus Sirach*. Wichtig ist, daß auch diese späten Bücher des Alten Testaments in einem intensiven Gespräch mit dem Kern des alttestamentlichen Kanons, mit dem Pentateuch, stehen. So wird etwa im „Buch der Weisheit“ die Führungsgeschichte Gottes mit seinem Volk, vor allem der Exodus aus Ägypten, noch einmal neu reflektiert — nun unter dem Gesichtspunkt der göttlichen Weisheit.

Angesichts der über 1000 Jahre, in denen sich der Kanon des Alten Testaments entfaltet hat, ist der Zeitraum, in dem jene Bücher entstehen, die später den neutestamentlichen Kanon bilden werden, äußerst kurz. Es sind höchstens 40 Jahre. Daß in dieser kurzen Zeit so umwälzend Neues geschrieben wird, ist nur möglich aus der überwältigenden Erfahrung des Gottesvolkes mit Jesus von Nazaret.

Und doch steht auch dieses umwälzend Neue in einer unlösbaren Verbindung zu der schon vorhandenen Heiligen Schrift: Es ist sozusagen die letzte und endgültige Interpretationsschicht, die der Heiligen Schrift hinzugefügt wird. Das zeigt sich nicht nur rein äußerlich darin, daß nun noch einmal bewußt auf den „Stil“ der Bibel zurückgegriffen wird — so etwa, wenn Lukas in seinem Geschichtswerk das „Und es geschah“ der alten biblischen Erzählungen und viele andere biblische Wendungen benutzt. Es zeigt sich vor allem in dem ständigen Rückgriff der neutestamentlichen Schriften auf die Verheißungen der Schrift.

Die neutestamentlichen Schriften sind von dem Glauben getragen: In Jesus und der mit Jesus begonnenen endzeitlichen Sammlung des Gottesvolkes erfüllt sich nun alles, wovon die Heilige Schrift gesprochen hatte. Deshalb die ständigen Rückbindungen an das Alte Testament, deshalb die fast 400 direkten Zitate und die unzähligen Anspielungen auf das Alte Testament!

Am besten faßt der Hebräerbrief die Verklammerung zwischen dem Alten und dem Neuen zusammen, wenn er in seinem Prolog sagt: „Vielmals und auf vielerlei Weise hat Gott zu den Vätern durch die Propheten gesprochen. In dieser Endzeit aber hat er zu uns gesprochen durch den Sohn...“

Auf die Geschichte des Kanons angewendet könnte man diesen Satz so entfalten: Jesus ist das endgültige Wort Gottes, und deshalb mußte der Heiligen Schrift eine endgültige und alles in seine letzte Eindeutigkeit führende Sinnschicht hinzugefügt werden. Andererseits kann das letzte und endgültige Wort Gottes gar nicht vernommen und verstanden werden, wenn nicht die lange Geschichte seines Redens mit den Vätern, wenn nicht die lange Offenbarungs- und Aufklärungsgeschichte des Gottesvolkes seit Abraham mithinzugenommen wird. *Augustinus* hat diesen Zusammenhang zwischen dem Alten und dem Neuen Testament auf die Formel gebracht:

Novum in vetere latet,
vetus in novo patet.

Das Neue ruht schon verborgen im Alten,
das Alte erschließt sich endgültig im Neuen.

Ein heutiger Theologe, *Titus Lenherr*, hat den Zusammenhang folgendermaßen formuliert:

Das Alte Testament ist mißverständlich ohne das Neue Testament.
Das Neue Testament ist unverständlich ohne das Alte Testament.

b) Der Boden der Bibel

Wir hatten uns die Frage gestellt: Ist die Bibel wirklich ein einziges Buch? Als erste Antwort auf diese Frage haben wir einen Blick auf die Entstehungsgeschichte der Bibel geworfen. Es war wirklich nur ein kurzer, ein viel zu kurzer Blick. Und doch hat uns dieser kurze Blick bereits gezeigt: Die Heilige Schrift ist nicht ein Bündel von 73 Büchern, das nachträglich zusammengeschnürt worden ist, sondern sie ist gewachsen wie ein Baum. Am Ende wurden in diesen Baum noch einmal ganz neue Zweige eingepropft. Aber auch sie nähren sich von dem Saft des einen Baumes und werden von seinem Stamm getragen.

In einem zweiten Schritt betrachten wir jetzt sozusagen den Boden, auf dem dieser Baum steht, das Milieu, die Welt, in der die Bibel entstanden ist. Auch dieser Schritt wird zeigen: Die Bibel ist ein einziges Buch — und zwar deshalb, weil sie ganz aus dem Boden des Volkes Gottes erwachsen ist.

Man könnte es auch soziologisch ausdrücken: Die Bibel stammt aus einem einzigen Erfahrungsraum. So zu formulieren mag angesichts der riesigen Zeiträume gewagt erscheinen. Und doch ist es so. Am Anfang dieser langen Erfahrungsgeschichte steht die Berufung Abrahams: „Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde dich zu einem großen Volk machen“ (Gen 12,1 f). Schon in diesem kurzen Textstück verdichten sich jahrhundertelange Erfahrungen Israels.

Es ist zunächst einmal die Erfahrung, daß Gott *spricht*. Gott ist kein schweigender Gott, sondern er redet zu seinem Volk. Wenn der Hebräerbrief formuliert: „Vielmals und auf vielerlei Weise hat Gott durch die Propheten zu den Vätern geredet, in dieser Endzeit aber hat er zu uns geredet durch den Sohn“, so formuliert er genau diese Grunderfahrung Israels.

Es ist zweitens die Erfahrung, daß Gott *handelt*. Gott lebt nicht zurückgezogen von der Welt, sondern er handelt an seinem Volk. Im Grunde ist das ganze Alte Testament eingebettet in Erzählungen vom Handeln Gottes. Gott führt Abraham in das Land der Verheißung. Gott rettet Israel aus dem Sklavenhaus Ägypten. Gott führt sein Volk durch die Wüste...Und so geht es weiter. Das neutestamentliche Kerygma erzählt dann von dem endgültigen und alles überholenden Handeln Gottes: wie er durch den Tod Jesu Israel wieder zum Leben führt und Jesus von den Toten auferweckt. Dieses Kerygma bedeutet zugleich, daß die Sammlung Israels zum endzeitlichen Gottesvolk, die Jesus begonnen hatte, weitergeht, so daß erneut von den Taten Gottes an seinem Volk erzählt werden kann.

Zu der in Gen 12 verdichteten Erfahrung des Gottesvolkes gehört auch die Erfahrung des Auszugs aus dem Bisherigen, des Exodus aus der alten Gesellschaft: „Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus!“ Noch wichtiger freilich ist das Setzen auf die Verheißung Gottes, der Abraham in ein neues Land führen und ihn zu einem großen Volk machen will, durch das alle Völker der Erde Segen empfangen. Von Anfang an enthielt der Glaube Israels immer beide Elemente: den Auszug aus dem Bestehenden und den Glauben an die Verheißung Gottes, daß mitten unter den Völkern ein Volk entstehen soll, das den Willen Gottes lebt und so zu einem Raum des Segens wird.

Selbstverständlich machte das Gottesvolk diese Erfahrungen unter ständig veränderten Bedingungen und in immer neuen geschichtlichen Situationen. Bei der Heimkehr aus dem Exil sahen diese Erfahrungen anders aus

als zur Zeit des Abraham oder zur Zeit des Mose. Und doch war es stets dieselbe Grunderfahrung, die für uns schon in der Erzählung von der Berufung des Abraham formuliert ist.

Auch die Heiden, die in den ersten Jahrzehnten nach Jesu Tod Christen wurden, machten diese Grunderfahrung: Auch sie durften in der Taufe den Exodus aus der heidnischen Gesellschaft wagen, sich eingliedern lassen in die Kirche als das endzeitliche Israel und sie durften auf die Verheißung setzen, daß sie so Anteil erhielten an einem neuen „Land“, an einem Lebensraum, in dem es trotz aller Verfolgung unendlich mehr Leben gab, als jede heidnische Existenz gewähren konnte. Und auch sie durften die Erfahrung machen, daß Gott zu seinem Volk spricht und an ihm handelt.

Im Grunde war das Volk Gottes seit Abraham ein ungeheures Experimentierfeld. Es ging von Anfang an um die Frage: Was bringt dem Menschen Leben? Was bringt dem Menschen Tod? Was läßt das menschliche Leben gelingen? Was läßt es mißlingen? Es ging niemals nur um die Innerlichkeit des Menschen. Im Glauben Israels geht es um das Leben in der Welt mit all ihren Bereichen und um das Finden der richtigen Gesellschaft, so wie Gott sie will.

Es ist kein Zufall, daß sich uns das „Bundesbuch“, also eine Sammlung von Gesetzen, als der älteste noch greifbare Kristallisationkern des Kanons gezeigt hat. Die Schriftwerdung beginnt mit der schriftlichen Fixierung der Sozialordnung des Gottesvolkes. Man könnte die Glaubensgeschichte Israels neben all dem, was ich bereits genannt habe, durchaus auch als ein Ringen um die richtige Sozialordnung, als ein Ringen um die richtige *Form* des Gottesvolkes bezeichnen. Von daher gesehen ist es dann auch kein Zufall, daß später im Matthäusevangelium die Bergpredigt als die endzeitliche Interpretation des alttestamentlichen Gesetzes im Mittelpunkt steht.

Wir dürfen also, ohne zu übertreiben, sagen: Der Boden, aus dem die Schriften der Bibel erwachsen, ist ein einheitlicher Erfahrungsraum, ist das Gottesvolk selbst mit seinem Hinhören auf das Wort Gottes, mit seinem Erzählen der Taten Gottes, mit seinem immer neuen Wagnis des Exodus, mit seinem Glauben, daß sich die Verheißungen Gottes an ihm erfüllen.

Wenn ich formuliert habe, die Heilige Schrift sei aus dem einheitlichen Erfahrungsraum des Gottesvolkes erwachsen, so heißt das natürlich nicht, daß Israel wie im Ghetto gelebt habe und sich allen fremden Einflüssen

verschlossen habe. Das wäre allein schon von seiner geographischen Lage her völlig unmöglich gewesen. Israel lag ja auf der Verkehrsachse zwischen Ägypten und Mesopotamien, es lag stets zwischen Großreichen, und das Land, das ihm verheißen war, war bereits besetzt.

Israel hat für sein Heilswissen vieles von den Kanaanäern, den Ägyptern, den Assyrern, den Babyloniern und den Persern übernommen. Es hat mit einer ungeheuren Sensibilität in die fremden Kulturen und Religionen seiner Umwelt hineingehorcht. Das eigentliche Wunder seines Glaubens besteht aber gerade darin, daß es den imposanten Religionen, die es umschlossen, nicht erlegen ist. Es hatte durch seine Geschichte mit Jahwe von Anfang an die Gabe der Unterscheidung. Es war zwar oft in der Gefahr, fremden Kulturen zu verfallen, aber es fand im entscheidenden Augenblick immer wieder die Kraft, an seinem Glauben festzuhalten, ja ihn in seinen Krisen und Katastrophen noch zu vertiefen.

In den Schriften des Alten Testaments findet sich zwar vieles, von dem man sagen kann: Das ist Mythos aus Kanaan, das ist Weisheit aus Ägypten, das ist Philosophie aus dem Hellenismus. Aber immer ist es geklärt, überarbeitet, in einen neuen Kontext hineingestellt und eben dadurch zum biblischen Glauben hin verändert.

Auch die neutestamentlichen Schriften verraten die Kraft, Fremdes zu assimilieren. Das Johannesevangelium zum Beispiel spricht teilweise die Sprache der *Gnosis*, einer in der Spätantike weit verbreiteten Weltanschauung. Aber diese Sprache ist nun völlig in den Dienst des christlichen Glaubens genommen und eben so verwandelt.

Woher hatte das Gottesvolk die Kraft, ein derart einheitlicher Raum des Glaubens zu sein, daß es sich selbst das Fremde anverwandeln konnte? Vielleicht, weil es verstanden hatte, was schon dem Abraham gesagt worden war: „Gehe deinen Weg vor mir und sei vollkommen“ (Gen 17,1). „Vollkommen“ meint hier nicht „ohne Fehler“, „ohne Schuld“, sondern es meint: „Glaube ungeteilt, glaube mit deiner ganzen Existenz! Sei ganz mit mir!“

Dieses Ringen um die Ganzheitlichkeit des Glaubens, darum, daß der Glaube alle Bereiche des Lebens erfassen muß, durchzieht die Glaubensgeschichte Israels. Im Gottesvolk gab es wie überall ständiges Versagen, schwere Schuld, tausendfaches Verbrechen. Und doch stand dem Volk die Weisung, ungeteilt vor Jahwe zu leben, in der Gestalt des Abraham immer vor Augen.

Jeden Tag wiederholt sich der gläubige Jude seit alttestamentlicher Zeit im *Schema*, im HÖRE ISRAEL, die Gottesworte: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft“ (Dtn 6,5). Auch dieser Text meint die Ganzheitlichkeit, die Ungeteiltheit, die Rückhaltlosigkeit der Existenz vor Gott. Wenn Jesus später in die Nachfolge rufen wird, meint er wiederum diese Ganzheitlichkeit.

Woher hatte das Gottesvolk die Kraft, ein so einheitlicher Raum des Glaubens zu sein, daß es sich selbst das Fremde anverwandeln konnte? Ganz bestimmt auch daher, daß es begriffen hatte, was die Erinnerung, das Zurückblicken in die eigene Geschichte und das Lernen aus der Vergangenheit ist. „Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“ lautet ein jüdisches Wort.

Es war Israel geschenkt, immer wieder zurückschauen zu können. Das Psalterium enthält eine Menge von Psalmen, die voraussetzen, daß der einzelne in Israel, wenn er in großer Not war, Gott ein Tier-Opfer versprach. Wurde er aus seiner Not errettet, so versammelte er seine Verwandten und Freunde zum Opfermahl im Heiligtum und erzählte ihnen dort beim festlichen Essen, was Gott an ihm getan hatte.

An den hohen Festen aber versammelte sich das ganze Volk im Heiligtum. Vom Laubhüttenfest heißt es im deuteronomischen Gesetz: „Du sollst an deinem Fest fröhlich sein, du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, die Leviten und die Fremden, Waisen und Witwen, die in deinen Stadtbereichen wohnen. Sieben Tage lang sollst du dem Herrn, deinem Gott, das Fest feiern an der Stätte, die der Herr auswählt“ (Dtn 16,14 f).

Zur Liturgie des Laubhüttenfestes gehörte es, daß jeder Familienvater einen Korb mit Feldfrüchten vor den Altar des Jerusalemer Tempels brachte und dabei in feierlicher Erinnerung der Taten Gottes an Israel gedachte: Der Wortlaut dieses Gedenkens ist uns erhalten. Es ist das sogenannte *heilsgeschichtliche Credo* Israels:

„Mein Vater war ein heimatloser Aramäer. Er zog nach Ägypten, lebte dort als Fremder mit wenigen Leuten und wurde dort zu einem großen, mächtigen und zahlreichen Volk. Die Ägypter behandelten uns schlecht, machten uns rechtlos und legten uns harte Fronarbeit auf. Wir schrien zum Herrn, dem Gott unserer Väter, und der Herr hörte unser Schreien und sah unsere Rechtlosigkeit, unsere Arbeitslast und unsere Bedrängnis. Der

Herr führte uns mit starker Hand und hoch erhobenem Arm, unter großem Schrecken, unter Zeichen und Wundern aus Ägypten, er brachte uns an diese Stätte und gab uns dieses Land, ein Land, in dem Milch und Honig fließen. Und siehe, nun bringe ich hier die ersten Erträge von den Früchten des Landes, das du mir gegeben hast, Herr“ (Dtn 26,5-10). Eine noch größere Rolle spielte der Rückblick auf die Taten Gottes bekanntlich beim Paschafest.

Diese Rückerinnerung und Vergegenwärtigung, die *memoria*, bildet noch heute die Grundstruktur der christlichen Eucharistiefeyer. Im Wortgottesdienst werden die Taten Gottes erzählt und gedeutet. Im eucharistischen Hochgebet wird der endgültigen Rettungstat Gottes durch seinen Sohn Jesus Christus gedacht: Wir erinnern uns in heiligem Gedächtnis des Todes Jesu und seiner Errettung aus dem Tod. Das Schlimme ist nur, daß dieses Erzählen der Taten Gottes so formalisiert ist, daß wir uns seiner oft gar nicht mehr bewußt sind. Und das Schlimme ist weiterhin, daß unsere Versammlungen nicht mehr die Kraft haben, von den *heutigen* Taten Gottes an seinem Volk zu erzählen. In den Jahrhunderten, in denen die biblischen Schriften entstanden sind, war das Erzählen der Taten Gottes noch etwas Lebendiges und so half es mit, den Boden des Glaubens herzustellen, auf dem Schrift entstehen konnte.

Daß Israel immer wieder zurückschaute auf den Weg, den es mit seinem Gott gegangen war, daß es sich ständig zurückerinnerte an seine Knechtschaft in Ägypten, an sein Murren in der Wüste, an das Geschenk des Landes und der Tora, gab ihm auch die Kraft, seine Krisen zu bestehen.

Eine der größten Krisen war die Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar im Jahre 586. Die Eroberung Jerusalems bedeutete zugleich den Untergang des Südreiches Juda und damit überhaupt für lange Zeit das Ende eines eigenständigen jüdischen Staates. Die Katastrophe reichte aber viel tiefer. Sie betraf nicht nur das davidische Königtum, den Staat und die Gesellschaft, sondern den Glauben Israels selbst.

Und doch nehmen die Kreise, die hinter dem „deuteronomistischen Geschichtswerk“ stehen, gerade die Katastrophe und die tiefe Glaubenskrise zum Anlaß, mit größter Ehrlichkeit zurückzuschauen in die Geschichte des Volkes und sie auf eine einzige Sache hin zu befragen: auf die Bundestreue und die Bundesuntreue Israels. Und da müssen sie feststellen: Israel ist von dem Willen Gottes in einem solchen Ausmaß abgewichen, daß Gott im Recht ist mit all dem Unheil, das er über sein Volk kommen ließ.

Andere Propheten wie Deuerojesaja ändern angesichts der Katastrophe den Ton ihrer Verkündigung und verheißen dem zerbrochenen Gottesvolk eine neue Zukunft, ein alles Bisherige übertreffendes Heilshandeln Gottes.

Und so wird gerade die furchtbare Not des Zusammenbruchs zu einem neuen Anfang. Der größere Teil des heutigen alttestamentlichen Kanons ist direkt oder indirekt angestoßen worden durch die Erfahrung der Katastrophe des 6. Jahrhunderts vor Christus.

Auch diese Beobachtung zeigt: Der Boden, auf dem die Bibel erwachsen ist, ist das Gottesvolk selbst. Es sind seine Versammlungen und seine Feste, sein Glaube und sein Unglaube, seine Geschichte und sein beharrliches Sich-zurück-Erinnern an die eigene Geschichte — selbst wenn es eine Geschichte der Schuld und des Versagens war. Es gibt kein Volk in der Welt, das seine eigene Schuld und sein eigenes Versagen so offen aufgedeckt hat wie dieses kleine Volk zwischen den Großreichen. Gerade so ist dann aber auch der Boden für die Entstehung der Heiligen Schrift bereitet worden.

c) Der Verfasser der Bibel

Es geht uns noch immer um die Frage: Ist die Bibel wirklich ein einziges Buch? Wir hatten gesehen: Sie ist es tatsächlich, nicht nur von ihrer Entstehungsgeschichte her, sondern auch von dem Boden her, auf dem sie gewachsen ist. Genau in dieselbe Richtung weist die Frage nach ihrem Verfasser. Irgendwie ist diese Frage schon die ganze Zeit angeklungen. Es ist aber gut, sie noch einmal ausdrücklich zu stellen.

Wenn es richtig ist, daß die Bibel nicht aus einem Bündel nachträglich zusammengeschnürter Bücher besteht, sondern aus immer neuen literarischen Schichten, die übereinandergelegt wurden, so kann sie gar keinen Verfasser in dem Sinn haben, in dem ein einzelnes Buch einen Verfasser hat. Ihr Verfasser kann dann nur das alt- und das neutestamentliche Gottesvolk als ganzes sein. Anders formuliert: Der Verfasser der Bibel ist Israel beziehungsweise die Kirche. Diese Aussage muß nun freilich gegen Mißverständnisse abgesichert werden.

Zunächst: Der christliche Glaube hält daran fest, daß die Bibel Gottes Wort ist und daß sie Gott selbst zum Verfasser hat. Dieser Glaubenssatz, den das 2. Vatikanische Konzil noch einmal eigens formulierte, steht im folgen-

den selbstverständlich nicht in Frage. Zu sagen, Gott sei der Verfasser der Bibel, und zu sagen, zugleich sei das Gottesvolk ihr Verfasser, ist ja auch gar kein Widerspruch. Es ist genauso wenig ein Widerspruch, wie wenn wir sagen, Jesus sei wahrer Gott und doch zugleich wahrer Mensch. In ähnlicher Zuspitzung sagt die Theologie: Die Bibel ist Gotteswort und Menschenwort — oder besser formuliert: Sie ist Gotteswort in Menschenwort. Wir betrachten die Bibel an dieser Stelle von ihrer menschlichen Seite her und dürfen deshalb von ihren menschlichen Verfassern oder vom Gottesvolk als ihrem Verfasser reden.

Weiterhin: Wenn wir sagen, das Gottesvolk sei der Verfasser der Bibel, so gilt das natürlich nur bis zum Abschluß des Kanons. Der christliche Kanon fand seine endgültige und offizielle Fassung um das Jahr 400 nach Christus. Selbstverständlich kann von der späteren Kirche nicht mehr im eigentlichen Sinne gesagt werden, sie sei Verfasser der Bibel. Die Aussage, das Gottesvolk selbst sei der Verfasser der Bibel, gilt also nur für die Zeit, in welcher der Kanon noch nicht abgeschlossen ist. Heute ist er endgültig abgeschlossen und für immer der Maßstab unseres Glaubens.

Schließlich: Die Aussage vom Gottesvolk als dem Verfasser der Bibel darf nicht in einem romantischen Sinne mißverstanden werden. In der deutschen Romantik entdeckte man das „Volk“ neu. Man meinte, Sagen, Volksmärchen und Volkslieder seien sozusagen der Seele des Volkes entsprungen. Fast im Unbewußten hätten sich Texte dieser Art vorbereitet, viele Kräfte hätten an ihnen gewoben und eines Tages seien sie taufersch und unvergänglich dagewesen.

Diese Auffassung der Romantik ist durch die moderne Volkskunde längst widerlegt. Jedes Märchen und jedes Volkslied hatte seinen individuellen Verfasser, der es schuf. Höchstens, daß solche Texte nachträglich noch viele Bearbeiter fanden oder viele, die sie weitererzählten und dabei veränderten.

Genauso hatte selbstverständlich auch jeder biblische Text seinen Verfasser oder seinen Bearbeiter. Wenn ich vom Volk Gottes als dem Verfasser der Bibel rede, geht es um etwas anderes. Es geht darum, daß die Entstehung der Bibel genau besehen ein unablässiger Prozeß der Unterscheidung und Scheidung war.

Es gab ja viele Gesetzesvorschriften in Israel, aber bei weitem nicht alle wurden in die Gesetzeskorpora des Pentateuch aufgenommen.

Es gab viele Sagen aus der Frühzeit Israels — Väter­sagen, Stammes­sagen, Heldensagen — aber bei weitem nicht alle wurden in die großen Ge­schichtswerke aufgenommen.

Es gab viele Lieder in Israel, aber bei weitem nicht alle Lieder, die man in Israel sang, wurden auch in die Bibel aufgenommen.

Es gab auch viele Geschichtswerke in Israel — so zitiert zum Beispiel der Pentateuch aus dem *Buch der Kriege Jahwes* (Num 21,14) und das „deuteronomistische Geschichtswerk“ aus dem *Buch des Wackeren* (2 Sam 1, 18). Aber beide Bücher wurden nicht in das Alte Testament aufgenommen.

In den Höhlen von Qumran wurde nach dem 2. Weltkrieg eine ganze Bibliothek bis dahin unbekannter Schriften aus Israel aufgefunden, die eine tiefe Frömmigkeit bezeugen — aber sie alle wurden nicht in die Bibel aufgenommen.

Andere Schriften, die im Gottesvolk entstanden waren, wurden zwar aufgenommen, aber mit Querverweisen auf Bücher, die bereits im Kanon standen, oder nur in der Form, daß sie in einen neuen Kontext eingearbeitet wurden.

Dieser immense Prozeß des Sichtens und Auswählens, des Unterscheidens und des Scheidens, der Bearbeitung und der Komposition ist die entscheidende Verfässertätigkeit an der Bibel. Selbstverständlich sind die Träger dieses Prozesses wiederum konkrete Personen; oft werden sie sogar Amtsträger oder in sonst irgendeiner Weise Beauftragte gewesen sein. Sie waren aber getragen von all denen, die innerhalb des Gottesvolkes mit ihrer ganzen Existenz glaubten und die gerade deshalb die Gabe der Unterscheidung besaßen. Ohne den Glauben der Vielen, ohne den *sensus fidelium*, wäre der Prozeß der Bibelentstehung unmöglich gewesen.

Mit welchem sicherem Glaubensinstinkt das Gottesvolk hier entschied, wird besonders deutlich beim Entstehen des neutestamentlichen Kanons. Es ist uns noch eine große Zahl von Evangelien und Offenbarungsschriften erhalten, die alle nicht Heilige Schrift wurden — zum Beispiel ein Evangelium des Petrus, ein Evangelium des Thomas, ein Evangelium des Philippus, ein Kindheitsevangelium des Jakobus, diverse Apostelgeschichten wie etwa die Andreasakten und die Johannesakten, ferner eine Apokalypse des Petrus, eine Apokalypse des Paulus, eine Apokalypse des Thomas und viele andere apokryphe Schriften, die ich hier gar nicht alle aufzählen kann.

Gewiß, manche von ihnen waren abstruse und geschmacklose Gebilde, die schnell beiseitegeschoben werden konnten. Andere enthielten Irrlehren, gegen welche die Kirche sowieso in einem harten Abwehrkampf stand. Aber viele Apokryphen sprachen das Denken und Fühlen der damaligen Menschen und vor allem ihre religiöse Neugier durchaus an. Erst vor dem Hintergrund all dieser Schriften zeigt sich die wahre Qualität der Heiligen Schrift, vor allem aber auch die Unterscheidungskraft derer, die sie schufen. Sie hatten einen untrüglichen Instinkt für die wirkliche Glaubensüberlieferung des Gottesvolkes.

IV. Was ist notwendig, um die Bibel als Buch der Kirche zu verstehen?

Ich habe in einem dreifachen Schritt zu zeigen versucht, daß die Bibel ein einziges Buch ist. Dabei ist deutlich geworden, daß sie ganz aus dem Erfahrungsraum des Gottesvolkes stammt. Gerade hieraus aber ergibt sich nun eine zwingende Konsequenz, die für das Verstehen der Bibel von größter Wichtigkeit ist. Ich möchte sie folgendermaßen formulieren:

Wenn es wahr ist, daß die Bibel ganz aus dem Erfahrungsraum des Gottesvolkes erwachsen ist, kann man sie nur dann wirklich verstehen und auslegen, wenn man selbst in diesem Erfahrungsraum lebt oder sich in ihn hineinbegibt.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal für einen Augenblick an den Anfang meines Referats zurückkehren. Dort hatte ich zu zeigen versucht, wie die historisch-kritische Bibelwissenschaft — gerade indem sie ihre eigene Methode ernst nahm — Schritt für Schritt das *Ganze* ihres Textes zurückgewann: zuerst das Ganze der biblischen Einzelschriften, dann das Ganze umfassenderer Einheiten, schließlich in der „kanonischen Auslegung“ das Ganze des Kanons.

Bis zu diesem Punkt gelangt fehlt der historisch-kritischen Methode nun wirklich nur noch ein einziger Methoden-Schritt: endlich zu begreifen, daß auch die Bibel als ganze noch einmal in einem größeren *Kontext* steht, der die Auslegung genauso bestimmen müßte wie alle anderen Textebenen: Es ist der Kontext der *Kirche*, das, was ich den Boden genannt habe, aus dem die Bibel erwachsen ist.

Wenn ich nicht selber auf diesem Boden stehe und die gleichen Erfahrungen mache, wie sie einst die Verfasser der Bibel gemacht haben, kann ich letzten Endes nicht verstehen, was dieses Buch sagen will. Sicher, ich kann die Bibel dann trotzdem nach vielen Richtungen hin benutzen:

Ich kann sie mit den Augen des Soziologen lesen.

Ich kann sie tiefenpsychologisch interpretieren.

Ich kann sie als sprachliches Kunstwerk betrachten.

Bei diesen und anderen Betrachtungsweisen wird sie mir immer vieles zu sagen haben. Aber sie *theologisch* auslegen, also das in ihr zur Sprache bringen, was sie eigentlich sagen will, kann ich nur, wenn ich auf dem Boden des Gottesvolkes, wenn ich als lebendiges Glied der Kirche all die Erfahrungen mache, die sich einst in der Bibel als Text verdichtet haben.

Andernfalls werde ich vieles in ihr überhaupt nicht wahrnehmen, vieles mißverstehen, an vielem Anstoß nehmen und im ganzen nie den eigentlichen Punkt treffen, auf den es der Heiligen Schrift ankommt. Ich möchte das jetzt wenigstens noch an einem Beispiel etwas verdeutlichen, nämlich an Jesu Verbot der Ehescheidung.

Jesu Verbot der Ehescheidung ist im Neuen Testament mehrfach bezeugt, selbst Paulus kennt es. Es wird sogar schöpfungstheologisch begründet: „Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen, und die zwei werden ein Fleisch sein. Sie sind also nicht mehr zwei, sondern eins. Was aber Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen“ (Mk 10,7-9).

Die Kirche hat sich getreu an diese Weisung gehalten, sie in ihr Gesetzbuch aufgenommen und — so gut es geht — versucht, sie praktikabel zu machen. Sie stößt jedoch gerade in diesem Punkt heute auf immer mehr Widerstand, und zwar gerade bei ihren eigenen Gläubigen. Immer dringender wird vom Papst und den Bischöfen gefordert, doch die Wiederverheiratung Geschiedener zu gestatten. Ein Festhalten an der Unauflöslichkeit der Ehe gilt immer mehr Katholiken als unmenschlich, ja als unchristlich.

Eugen Drewermann spricht nur aus, was viele denken, wenn er behauptet, das Festhalten der Kirche an der Unauflöslichkeit der Ehe sei zutiefst inhuman. Ich zitiere wörtlich aus seinem neuen Buch zum Matthäusevangelium: „Es ist schwer vorstellbar, wie man sich von dem wahren Anliegen Jesu weiter entfernen könnte als mit einer solchen Moral des Wahnsinns und der Krankheit“ (469).

Eugen Drewermann spielt also hier — wie an vielen anderen Stellen — seinen eigenen Jesus, so wie er ihn versteht, gegen das Matthäusevangelium und gegen die Kirche aus. Daß man auf diese Art mit der Bibel nicht umgehen kann, haben wir gesehen. Aber das ist jetzt nicht das Entscheidende. Was uns im Augenblick interessiert, ist die Frage: Wie kommt es nur, daß für ihn und für viele andere eine so eindeutige Weisung der Bibel unverständlich und unerträglich geworden ist?

Meine Antwort lautet: Weil der Boden, auf dem viele Christen heute stehen, nicht mehr derselbe Boden ist, aus dem das Neue Testament erwachsen ist. Das muß ich etwas genauer begründen:

Die radikale Weisung Jesu setzt eine ganz bestimmte *Form* des Volkes Gottes voraus: Sie setzt voraus, daß sich Israel in seiner Sozialordnung von den übrigen Gesellschaften der Welt unterscheidet — und zwar durch eine bessere Sozialordnung (vgl. Dtn 4,5-8).

Die Weisung Jesu setzt ferner die Entwicklung der synagogalen Struktur in Israel voraus, durch die das Gottesvolk nicht nur überschaubar gegliedert ist, sondern auch in enger sozialer Verbundenheit lebt.

Die Weisung Jesu setzt schließlich voraus, daß sich dieses bereits durch eine lange Geschichte geformte Israel in einer eschatologischen Sammlungsbewegung noch einmal enger zusammenschließt: zu einer „neuen Familie“ von Schwestern und Brüdern (vgl. Mk 3,31-35; 10,29 f). An dieses endzeitliche Israel, in welchem der Segen der messianischen Zeit bereits aufleuchtet, ergeht die Weisung Jesu, die dann in den Evangelien getreu überliefert ist.

Die nachösterlichen Gemeinden setzen die Sammlungsbewegung Jesu fort und erweitern sie durch die Hinzunahme von Heiden. Aber die Form des Gottesvolkes, die Jesus voraussetzt, bleibt bestehen: überschaubare Gemeinden, die sich als sozialer Leib verstehen, dessen Glieder sich gegenseitig helfen und ergänzen; Gemeinden, in denen es möglich ist, alle Lebensbereiche zu erlösen; Gemeinden, die wissen, daß sie aus der Vergebung leben.

Hat die Kirche des 20. Jahrhunderts diese ihr vorgegebene Form bewahrt? Die Antwort ist schwierig. Unsere Kirche ist noch immer die apostolische Kirche, denn sie verliest die Heilige Schrift in ihren Gottesdiensten, sie bekennt sich zu dem Glauben der Apostel, sie feiert die Eucharistie, sie

schärft die Weisung der Apostel ein und sie hat in ihrer Mitte die Nachfolger der Apostel. Sie hat also an sich alles. Und doch fällt es ihr schwer, die Form, die für das messianische Gottesvolk wesentlich ist und die Israel in einer langen und wechsellvollen Geschichte vorbereitet hat, immer wieder herzustellen. Besonders in unserem Jahrhundert ist diese Form in eine tiefe Krise geraten.

Die Kirche ist schon seit Konstantin zu einem Teilbereich der *Gesamtgesellschaft* geworden. Allerdings war diese Gesamtgesellschaft dann — mehr oder weniger — vom christlichen Glauben geprägt. Inzwischen aber beschleunigt sich die Entchristlichung der Gesellschaft in schwindelerregender Weise. Die Kirche gerät dabei in die Gefahr, den Boden unter den Füßen zu verlieren, denn sie verliert nun endgültig ihre Gesellschaftsgestalt und damit ihre Welthaltigkeit. Sie ist in den Augen des säkularisierten Menschen nur noch zuständig für *Religiöses* und *Transzendentes*. In allen anderen Bereichen geht die Gesellschaft ihren eigenen Weg und verbittet sich jedes Hineingerede.

Das Schlimmste an der Sache aber ist, daß die Kirche nicht nur von den Neuheiden, sondern gerade auch von vielen ihrer eigenen Mitglieder als Teilbereich der Gesamtgesellschaft betrachtet wird — zuständig allein für den Sonntag und für bestimmte Höhepunkte und Grenzsituationen des Lebens.

Viele Christen wollen durchaus Kirche. Sie wollen sie als letzten, sinnstiftenden Überbau über ihr Leben. Aber sie wollen sie nicht als Erfahrungsraum des Glaubens, der das Ganze ihres Lebens umfaßt und in Gemeinde einbindet. Genau aus diesem Grund wird der Papst beklatscht, wenn er anreist, aber in die eigene Ehe läßt man sich von ihm nicht hineinreden. Die ist Privatsache.

Wenn das alles aber so ist — redet dann das biblische Verbot der Ehescheidung wirklich noch ein *Volk Gottes* an, so wie es einst der Weisung Jesu und der Apostel vor Augen stand?

Jesu Verbot der Ehescheidung fordert radikale, unverbrüchliche Treue zu dem ehelichen Partner — und das ist etwas außerordentlich Schweres. Eigentlich ist solche Treue dem Menschen unmöglich. Sie ist ihm nur möglich, wenn er an der Geschichte konkreter Gemeinden die Treue Gottes handgreiflich erfährt, wenn also der Begriff der Treue Gottes für ihn mit Leben erfüllt ist.

Und sie ist ihm nur möglich, wenn er in einer lebendigen, überschaubaren Gemeinde lebt, die als „neue Familie“ von Schwestern und Brüdern seiner Ehe Hilfe und Schutz bietet.

Die Treue, die das Verbot der Ehescheidung meint, ist dem Menschen schließlich nur dann möglich, wenn er sich und seine Ehe hineinstellen kann in den größeren und weiteren Zusammenhang der „Sache Gottes“: in die Not und das Glück des Volkes Gottes. Eine Ehe, in der beide Partner nur auf sich selbst fixiert sind und voneinander das Heil erwarten, wird in den allermeisten Fällen scheitern. Erst das Sich-einbinden-Lassen in eine größere Geschichte, in die lebendige Geschichte Gottes mit seinem Volk, schenkt einer Ehe den Horizont und die Weite, die sie braucht, um unauflöslich zu sein. Genau dieser größere Zusammenhang, der die gefährliche Enge der reinen Zweierbeziehung überwindet, ist mit der Ehe *als Sakrament* gemeint.

Um Mißverständnisse sofort auszuschließen: Wenn ich von der richtigen *Form* des Volkes Gottes gesprochen habe, meine ich weder moralische Aufrüstung, noch anders strukturierte Kirchendistrikte, noch ständig neue, von klugen Gremien ausgearbeitete Pastoralstrategien, sondern in lebendiger Geschichte mit Gott lebende Gemeinden, die auch im 20. Jahrhundert jedem, der es will, die *Nachfolge Jesu* ermöglichen.

Die tiefe Problematik der kirchlichen Gesetzgebung in puncto Ehescheidung besteht nun gerade darin, daß sie einerseits völlig zu Recht an der Weisung Jesu festhält. Sie läßt sich nicht abbringen von der Radikalität Jesu. Aber der Lebenszusammenhang, in den hinein diese radikale Forderung gesprochen wird, ist vielfach gar nicht mehr der des Neuen Testaments. Die Form des Gottesvolkes, das die neutestamentliche Weisung unabdingbar voraussetzt, ist gefährdet oder schon gar nicht mehr da.

Und genau deshalb klingt die Wiederholung der Weisung Jesu im Mund der Kirche heute so schrill und inhuman. Genau deshalb wird diese Weisung nicht mehr verstanden. Genau deshalb findet sie bei den „Klugen und Weisen“ keine Verteidiger mehr, wohl aber viele, die sie verächtlich machen. Und doch wäre sie an sich „sanftes Joch“ und „leichte Last“ (Mt 11,30) — aber eben nur auf *dem* Boden und in *dem* Erfahrungsraum, aus dem die Bibel erwachsen ist.

Was ich jetzt an diesem einen Fall etwas ausführlicher zu zeigen suchte, ließe sich noch an vielen anderen Beispielen demonstrieren: Die Bibel ist

nicht zu verstehen, ja sie wird geradezu Aggressionen wecken, wenn sie nicht in jenen Erfahrungsraum hineinspricht, den sie Seite für Seite voraussetzt.

Reinhold Schneider notierte einst in eines seiner Tagebücher: „Ich schlug an einem Weihnachtsabend in Potsdam die Heilige Schrift auf — ich hatte sie mir als Knabe in Luthers Übersetzung gekauft — und floh nach wenigen Kapiteln auf die kalte dunkle Straße. Denn es war ja klar: unter diesem Anspruch der Wahrheit kehrt sich das Leben um. Dieses Buch kann man nicht lesen, wie man auch die Exerziten des hl. Ignatius nicht lesen kann. Man kann es nur tun. Es ist kein Buch. Es ist Lebensmacht. Und es ist unmöglich, auch nur eine Zeile zu begreifen, ohne den Entschluß, sie zu vollziehen“ (Verhüllter Tag, Freiburg 1961, 108).

Reinhold Schneider hatte recht: Man muß die Bibel leben, wenn man sie verstehen will. Nur: Wo ist der *Boden*, auf dem man sie leben kann? Weder private Bibellesung noch unverbindliche Bibelabende noch Exegesevorlesungen noch Vorträge wie dieser hier können diesen Boden schaffen. Auch ein „Jahr der Bibel“ wird es nicht fertigbringen.

Aber eigentlich brauchten wir gar kein „Jahr der Bibel“. Denn in der Kirche ist das *Grundmodell* dieses Erfahrungsraumes, von dem jetzt immer wieder die Rede war, längst da. Ich meine die Osternacht. Nicht, daß die Osternacht selbst schon einfachhin der gesuchte Erfahrungsraum wäre. Aber sie ist das Realsymbol, in dem sich das Geheimnis der Kirche verdichtet. Und sie ist das Grundmodell, das Urmuster jeder ganzheitlichen Auslegung der Bibel. Eigentlich brauchten wir nur einzulösen, was uns dort vor Augen gestellt wird. Eigentlich brauchten wir nur Gemeinden, die das leben, was in der Osternacht verdichtet ist. Wir brauchen keine neuen Strategien. Das Grundmodell der Pastoral ist längst vorhanden.

Und was wird uns in der Osternacht vor Augen gestellt? Und weshalb ist sie der Ort, wo die Bibel *ganz* ausgelegt wird, wo also das geschieht, was die Methoden der Exegese, und seien sie noch so gut, niemals schaffen können? Ich gebe die Antwort mit Worten unseres Bischofs, die er bei der vergangenen Synode gesprochen hat:

„In der langen Nacht dieser Vigil erzählt sich die Kirche in so vielen Geschichten wie nirgendwann sonst die eine Geschichte der Führung des Volkes Gottes aus dem Dunkel des Anfangs bis in das Licht des Ostermorgens.“

Sie schaut zurück bis zu ihrem eigenen Beginn mit Abraham, ja bis zu den Wurzeln der Menschheit. Den ganzen Weg geht sie noch einmal nach: die Erschaffung des Menschen, die Berufung Abrahams, die Opferung Isaaks, den Durchzug durch das Schilfmeer, die Errettung vor dem Pharao und seiner Streitmacht, die Heimführung aus dem Exil, die Auferweckung ihres Messias aus dem Dunkel des Grabes, und sie scheut sich nicht zu sagen: Das alles ist heute! Dies ist die Nacht des Auszugs und der Befreiung! Dieses Wasser der Taufe ist dasselbe Wasser, durch das unsere Väter aus der Macht der Ägypter errettet wurden, und es ist zugleich das Wasser, über dem schon am Anfang der Geist Gottes schwebte!

Sie entzündet wie am ersten Schöpfungstag das Licht und weiß: Das wahre Licht der Welt ist Christus, und der achte Tag, der Tag der Neuschöpfung der Welt, hat schon begonnen.

Bei all dem überspringt die Kirche souverän das Lebensgefühl nicht nur der meisten Zeitgenossen, sondern auch der Mehrzahl der Christen und wertet die Fakten vollständig um, indem sie die Revision aller Dinge ausruft als die Logik ihrer Erinnerung. In der großen Liturgie der Osternacht versetzt die Kirche ihre Gläubigen in den Augenblick Gottes. Sie schaut mit seinen Augen die Weltgeschichte an und erkennt dabei, was nur im Vertrautsein mit seinen Gedanken und aus der ständigen Erfahrung seines Handelns offenbar ist und was niemandem außer ihr einleuchtet. Ihr aber leuchtet es auf in dieser Nacht.

Diese Nacht, sagt sie deshalb, ist hell wie der Tag und sie entreißt das Volk Gottes dem Dunkel der Sünde. In ihr sind Himmel und Erde verbunden, in ihr wird das Niedergeworfene aufgerichtet, das Altgewordene wird neu und die gebrochene Welt wird in ihrer ursprünglichen Schönheit wiederhergestellt“ (Diözesansynode Augsburg 1990, Donauwörth 1991, 488 f).

Vorgetragen als Grundsatzreferat bei einem Begegnungs- und Studientag des Bischöflichen Seelsorgeamtes Augsburg im Haus St. Ulrich am 23. März 1992 mit dem Thema: „Leben aus der Heiligen Schrift. Zugänge zur Bibelarbeit“.